



# ANDREW TAYLOR

LYDMOUTH 7

## WEN DIE TOTEN RUFEN

Weltbild

Mitten im kalten November ergreift die Angst Besitz von dem kleinen Örtchen Lydmouth an der walisischen Grenze: Ein Fremder, der auf Geschäftsreise in der Stadt war, wird plötzlich vermisst; ein im Ruhestand lebender Arzt wird ermordet aufgefunden; und mindestens ein Einwohner hütet ein Geheimnis, das unter keinen Umständen an die Öffentlichkeit dringen darf ...

»Dieser Krimi ist absolut erstklassig!« Bookseller

»Andrew Taylor zählt zweifellos zu Englands besten Krimiautoren.« The Times

## **Lydmouth Serie**

1. Dunkle Verhältnisse
2. Finstere Mächte
3. Erste Krokusse
4. Am dunklen Ende der Nacht
5. Verblühte Rosen
6. Die Pforten des Todes
7. Wen die Toten rufen
8. Der Ruf des Henkers

Andrew Taylor

# Wen die Toten rufen

Roman

Aus dem Englischen von Isabel Bogdan

**Weltbild**

## **Der Autor**

Andrew Taylor wurde 1951 in Stevanage, England, geboren. Nach dem Studium in Cambridge und London übte er eine Anzahl von Berufen aus, bis er sich 1981 hauptberuflich dem Schreiben zuwandte. Er ist der Autor zahlreicher preisgekrönter Kriminalromane, darunter die Romane der Lydmouth-Serie mit Detective Inspector Thornhill und der Journalistin Jill Francis. Daneben verfasste Andrew Taylor die Roth – Reihe. Weitere Informationen zu Andrew Taylor und seinen Romanen unter:

[www.andrew-taylor.co.uk](http://www.andrew-taylor.co.uk)

Die englische Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel Call the Dying bei Hodder & Stoughton, a division of Hodder  
Headline, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerner Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2004 by Andrew Taylor

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2005 by Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random  
House GmbH

Übersetzung: Isabel Bogdan

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto/Hemera

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-659-7

Für Anna,  
in Liebe

Um die geduckten Höfe  
Braust der laublose Wald,  
Die Toten rufen die Sterbenden,  
Fingern an Fenstern kalt.

A. E. Housman, Last Poems, xix

# Hauptfiguren

DR. BAYSWATER – aus Grove House

DEPUTY CHIEF CONSTABLE VINCENT J. DRAKE

JILL FRANCIS – von der Lydmouth Gazette

MR. & MRS. FREDERICK – aus London

GENEVIEVE FUGGLE – aus der Whistler's Lane

IVOR FUGGLE – Chefredakteur der Evening Post; Ehemann von Genevieve

MR. GRAY – von Gray's Garage

AMY GWYN-THOMAS – von der Lydmouth Gazette

BRIAN KIRBY – Detective Sergeant

DR. ROGER LEDDON

HOWARD MORK – von der Lydmouth Gazette

MR. & MISS MYNOTT

PC PETER PORTER

RONALD PROUT – von Prout's Toys and Novelties

DOREEN RODLEY – aus Viney Cottage, Whistler's Lane

JOE RODLEY – ihr Mann

EDITH THORNHILL

DETECTIVE CHIEF INSPECTOR RICHARD THORNHILL – ihr Mann; David, Elizabeth und Susie, ihre Kinder

CHARLOTTE WEMYSS-BROWN – aus Troy House, Besitzerin der Gazette

PHILIP WEMYSS-BROWN – Charlottes Mann; Chefredakteur der Gazette



# Hinweis zu den Abschriften

Die zwölf Tagebucheinträge befanden sich auf losen Blättern, die, in offensichtlich willkürlicher Reihenfolge, in einem Umschlag gefunden wurden. Sechs Einträge sind nicht datiert, aber ihre Einordnung ließ sich aus inhaltlichen Indizien erschließen. Diese rekonstruierten Daten sind durch eckige Klammern gekennzeichnet.

Es gibt außerdem einen dreizehnten Eintrag, der schon früher geschrieben worden sein muss.

Darüber hinaus wurde am Tatort kein relevantes dokumentarisches Material gefunden.

# Mittwoch, 30. November

Heute habe ich einen Geist gesehen. Ich weiß, es war neblig, aber ich bin mir ganz sicher. Er kam durch die Tür des Butter's, und durch den Nebel sah er aus wie ein Geist. Aber er war auch wirklich ein Geist aus einer Zeit, die tot und vergangen ist.

Ich stand da wie vom Donner gerührt. Er überquerte die Straße und ging ins Gardenia Café. Um mich herum begann alles zu zittern, als hätte der Nebel die Dinge aufgelöst und in Fetzen gerissen und sie zittrig und unwirklich gemacht. Ich glaube, der Nebel ist auch in mich eingedrungen, in meine Seele.

War das ein Zeichen, dass ich ihn da gesehen habe? Vielleicht ruft sie mich. Es gibt ja verschiedene Möglichkeiten zu rufen. Irgendetwas Schreckliches wird passieren. Ich muss es herausfinden, und dazu gibt es nur eine Möglichkeit.

Aber die ist gefährlich.

Die Vergangenheit ist ein fremdes Land, dachte Jill Francis. Und ich hätte gern ein Ausreisevisum.

Sie fuhr über die New Bridge und verlangsamte am Bahnübergang vor dem Bahnhof. Das Auto hoppelte über die Schienen und kletterte dann den langen Hügel bis zur Kreuzung am oberen Ende der Stadt hinauf. Die Gebäude, an denen sie vorbeifuhr, hatten etwas beunruhigend Vertrautes, wie vage Erinnerungen, wie ein wiederkehrender Traum.

Hinter ihr wurde gehupt. Sie hatte keinen Grund herumzutrödeln. Sie trat das Gaspedal durch und der Morris Minor schoss voran. An der Kreuzung bog sie links in die High Street ein. Nun war sie also, wider besseres Wissen, zurück in Lydmouth, jedenfalls vorerst. Je schneller sie sich an den Gedanken gewöhnte, desto besser.

Die Stadt war kleiner und trister, als sie sie in Erinnerung gehabt hatte. Es war mitten am Nachmittag, aber der Nebel hüllte die Straßen in ein feuchtes, graues Dämmerlicht. In den Geschäften waren die Lichter an. Die Leute eilten über die Bürgersteige nach Hause. Vor dem Gardenia Café stand ein untersetzter Mann im Overall und mit Schiebermütze. Er starrte Jills flottes, grünes Auto ausdruckslos an und spuckte auf die Straße.

Das ist nichts Persönliches, sagte Jill sich; wahrscheinlich hat er nicht mal gemerkt, dass er mich anstarrt. Trotzdem erschien es ihr wie ein böses Omen. Am Kriegerdenkmal bog sie nach links ab und folgte einer breiten Allee mit kahlen Bäumen und stämmigen viktorianischen Villen. Die Straße endete an einer T-Kreuzung, wo eine Lücke zwischen Bäumen und Häusern den Blick auf den grauen Fluss weiter unten freigab. Sie bog links ab und fuhr kurz darauf vor Troy House vor.

Im großen Erkerfenster im Salon zuckte die Gardine. Einen Augenblick später ging die Haustür auf, und Charlotte kam die Treppe herunter, ein bisschen wacklig auf den Beinen, die Hand am Geländer. Wie jeder und alles andere, schien sie im Nebel substanzlos geworden zu sein und kleiner als in der Erinnerung. Sie hatte abgenommen seit September.

»Jill, meine Liebe. Wie schön, dich zu sehen – und dann auch noch so früh! Ich habe frühestens in einer Stunde mit dir gerechnet.« In Charlottes Stimme lag unverkennbar ein Vorwurf. »Du bist bestimmt erschöpft. Komm rein und setz dich.«

Jill folgte Charlotte ins Haus.

»Dr. Leddon ist hier«, sagte Charlotte strahlend. »Kennst du ihn?«

»Nein, noch nicht.«

»Er ist gerade oben bei Philip.« Charlotte senkte die Stimme. »Philip mag ihn zum Glück. Das macht die Sache deutlich einfacher. Er hatte immer so seine Zweifel bei dem alten Bayswater, aber Dr. Leddon ist sehr fortschrittlich und außerdem ein wirklich angenehmer Mensch.«

In der Halle roch es muffig, als sei schon seit einer Weile nicht mehr richtig gelüftet worden. Auf der dunklen Eichenholzkommode neben der Haustür hatten sich Wolken gebildet, so lange war sie nicht poliert worden. Die Haushälterin der Wemyss-Browns hatte sich einige Jahre zuvor zur Ruhe gesetzt und Charlotte hatte nicht für Geld und gute Worte einen Ersatz gefunden.

Sie führte Jill in die Küche, die im hinteren Bereich des Hauses lag und auf den Hof hinausging. Dort war es deutlich wärmer als in der Halle. Auf der heißen Platte des Aga dampfte der Wasserkessel. Jill zog den Mantel aus – Charlotte hatte vergessen, ihn ihr abzunehmen – und legte ihn über einen Stuhl. Während Charlotte Tee machte, setzte Jill sich und holte ihre Zigaretten aus der Handtasche.

»Du solltest wirklich nicht so viel rauchen«, sagte Charlotte über die Schulter, allerdings ohne ihre übliche Überzeugung. »Man hört immer wieder, dass das schrecklich ungesund sein soll.«

»Das sagen sie doch über alles, was Spaß macht«, sagte Jill. »Und ein halbes Jahr später ist wieder alles anders, und irgendwas, was bis dahin gesund sein sollte, ist plötzlich ungesund und umgekehrt.«

»Das ist das einzig Gute an dieser ganzen Geschichte mit Philip«, spann Charlotte ihren eigenen Faden weiter. »Er hat seitdem keine einzige Zigarette mehr geraucht. Ich hatte mir schon richtig Sorgen um ihn gemacht. Er soll eigentlich auch nichts trinken, aber manchmal erlaube ich ihm ein kleines Gläschen Bordeaux.«

Jill schloss kurz die Augen, denn dass Philip nicht mehr rauchen und kaum trinken sollte, erinnerte sie an einen Fisch auf dem Trockenen. »Wie geht es ihm?«

Charlotte zuckte die Achseln und wandte sich ab, den Körper über die Kanne gebeugt, in die sie Tee löffelte. »Seine Beine sind schlimm geschwollen und er gerät schnell außer Atem. Dr. Leddon sagt, es ist wichtig, dass er sich nicht sorgt oder aufregt.« Sie sah Jill an. »Deswegen ist es ein Segen, dass du hier bist.«

In der Halle waren Schritte zu hören und die Küchentür ging auf.

»Ach, hallo, Herr Doktor«, sagte Charlotte mit plötzlich unsicherer Stimme. »Wie geht's ihm heute?«

»Nicht schlecht.« Leddon war mindestens einen halben Kopf größer als Jill und vielleicht ein oder zwei Jahre jünger. »Ziemlich müde, aber ganz stabil.«

»Schlaf soll ja die beste Medizin sein, oder?«

»Ja, sagt man.« Leddon sah Jill an. Er war dunkel und hatte leuchtend blaue Augen und Wimpern, für die viele Frauen echtes Geld gezahlt hätten.

Charlotte stockte ein bisschen, als sie die beiden einander vorstellte: »Jill, das ist Dr. Leddon, der Dr. Bayswaters Praxis übernommen hat. Und das ist eine alte Freundin von uns, Jill Francis.«

Der Doktor streckte die Hand aus. »Roger Leddon.« Er zögerte kurz und warf einen geübten Blick auf Jills linke Hand. »Freut mich, Sie kennenzulernen, Miss Francis.«

»Jill wird sich um die Gazette kümmern, solange Philip krank ist«, sagte Charlotte. »Möchten Sie einen Tee?«

»Nein, danke. Ich muss noch weiter.« Leddon sah immer noch Jill an. »Dann sind Sie Journalistin?«

»Ja. Ich habe mal für die Gazette gearbeitet, bin dann aber vor ein paar Jahren nach London gegangen.«

»Du und Dr. Leddon, ihr werdet übrigens Nachbarn«, sagte Charlotte.

»Ach ja?« Leddon lächelte Jill an. »Haben Sie die Wohnung im zweiten Stock in Raglan Court gemietet?«

»Fürs Erste, ja.«

»Das habe ich mir auch gedacht, als ich letztes Jahr dort eingezogen bin«, sagte Leddon. Er wandte sich an Charlotte. »Ich muss los, aber ich komme morgen wieder vorbei. Bleiben Sie sitzen, ich kenne den Weg ja. Ich finde schon allein raus. War nett, Sie kennenzulernen, Miss Francis.«

Die beiden Frauen lauschten seinen verklingenden Schritten in der Halle. Sie schwiegen, bis sich die schwere Haustür hinter ihm geschlossen hatte.

»Charmanter Mann, oder?«, sagte Charlotte, kaum lauter als ein Flüstern, für den Fall, dass Leddon mit übernatürlichen Hörfähigkeiten ausgestattet wäre. »Ich weiß, er ist ziemlich jung, aber er ist ein sehr guter Arzt. Der arme Bayswater wird immer verschrobener.« Sie schenkte Tee ein.

»Ist er immer noch in Lydmouth?«, fragte Jill.

»Dr. Bayswater? Ja – und immer noch in Grove House. Und das ist ein ziemlicher Zankapfel. Angeblich soll ...« Charlotte brach ab und legte den Kopf schief. »Hast du was gehört?«

»Nein, was denn?«

»Ich ... ich dachte, Philip hätte gerufen.« Sie stellte Jills Tasse auf den Tisch, wobei etwas Tee auf die Untertasse schwappte. Sie bemerkte es nicht. »Aber das ist ja Unfug – er hat eine kleine Glocke, mit der er klingelt, wenn er mich braucht. Aber manchmal ...«

»Alte Häuser sind voller Geräusche«, sagte Jill. »Und sie sind immer lauter, wenn man allein in einem Raum ist.«

»Ja«, sagte Charlotte, »nicht wahr?«

Sie setzte sich zu Jill an den Tisch, nahm gedankenverloren eine von Jills Zigaretten und entschuldigte sich, als sie merkte, was sie da tat. Eine Weile rauchten sie schweigend.

»Weißt du, es wird nicht leicht«, sagte Charlotte. »Die Anzeigeneinnahmen sind jetzt schon den dritten Monat in Folge gesunken.«

»Es sind schwierige Zeiten.«

»Die elende Post greift uns dauernd an, die kläffen wie ein Rudel Hyänen. Und seit Cubbitt weg ist, haben wir auch noch keinen stellvertretenden Chefredakteur gefunden.« Charlotte stieß eine große Rauchwolke aus. »Rückgratlos! Anders kann man das nicht nennen.«

»Wen oder was?«

»Cubbitt natürlich.«

»Das kannst du ihm doch nicht vorwerfen«, sagte Jill. »Er hatte ein interessantes Stellenangebot, oder? Und diese Schlägerei, in die er da geraten ist, muss doch einen bitteren Nachgeschmack hinterlassen haben.«

»Pah, Stellenangebot? Weißt du, wem der Rosington Observer gehört?«

»Nein – aber ich schätze, du sagst mir gleich, dass es die gleichen Leute sind, denen auch die Post gehört.«

»Genau.« Charlotte atmete schwer. »Sie sind skrupellos. Der Umgang mit denen war schon immer unangenehm, aber seit sie Ivor Fuggle befördert haben, ist es noch zehnmal schlimmer.«

»Ich weiß«, sagte Jill sanft. »Hast du mir erzählt.«

»Ich hab auch schon über diese Schlägerei nachgedacht: Cubbitt hat seinen Angreifer nicht mal richtig gesehen.«

»Du willst doch wohl nicht sagen, das war Fuggle, der die Konkurrenz erschrecken wollte?«

»Das war jedenfalls der Effekt«, sagte Charlotte. »Ich weiß, Fuggle selbst war es wohl nicht, er muss ja schon sechzig sein, mindestens, und er ist auch nicht gerade topfit, aber ich würde es ihm zutrauen, dass er jemanden für die Drecksarbeit bezahlt. Amy Gwyn-Thomas meint, wir sollten es der Polizei erzählen.«

»Tut das bloß nicht«, sagte Jill. »Überleg doch mal, was Fuggle anstellen würde, wenn er auch nur das leiseste Gerücht darüber hört.«

»Ich kann's mir lebhaft vorstellen. Aber irgendwie hat Amy auch recht, und ich dachte, wenn ich Richard Thornhill gegenüber vielleicht eine winzige Andeutung mache, ohne Namen zu nennen natürlich, und ...«

Jill drückte ihre Zigarette im Aschenbecher aus. »Würde ich nicht tun, Charlotte, wirklich nicht.«

»Vielleicht hast du recht. Oder vielleicht kannst du ihm was flüstern. Ihr habt euch doch mal ziemlich gut verstanden, oder?«

»So gut nun auch wieder nicht«, sagte Jill und beglückwünschte sich selbst dafür, dass sie sich dabei so souverän fühlte und so entspannt klang.

»Ihm geht es übrigens ganz gut.«

»Das freut mich.«

»Hast du schon gehört? Er und Edith haben noch ein Kind bekommen.« Charlotte sah auf, und Jill vermied es, ihr in die Augen zu sehen. »Ein kleines Mädchen, sie heißt Susie.«

»Wie nett.« Jill wechselte von einem unangenehmen Thema zum nächsten. »Und Amy ist also immer noch bei der Gazette?«

»Allerdings. Sie ist der Fels in der Brandung, seit es Philip erwischt hat. Ich weiß gar nicht, was ich ohne sie gemacht hätte. Sie wird dir ruck, zuck wieder erklärt haben, wie im Büro alles läuft.«

Jill lächelte mechanisch. Eine Zeit lang war Amy eifersüchtig gewesen auf den Platz, den Jill ihrer Meinung nach in Philips Herzen einnahm. Jill machte ihre Handtasche auf und verstaute Zigaretten und Feuerzeug darin. »Ich sollte dann wohl mal zu meiner Wohnung fahren. Ich würde das Auto gerne ausladen, bevor es richtig dunkel wird. Soll ich noch eben zu Philip reingucken, bevor ich gehe?«

»Besser nicht, Liebes. Dr. Leddon sagt, es ist sehr wichtig, dass er sich nachmittags ausruht. Wenn er schläft, möchte ich ihn nicht gerne wecken.«

»Nein, natürlich nicht.«

»Wo habe ich nur den Brief vom Vermieter?«, murmelte Charlotte. »In meinem Schreibtisch? Und dann brauchst du die Schlüssel fürs Büro. Die Schlüssel für die Wohnung musst du in Raglan Court abholen, bei Mr. und Mrs. Merton in Wohnung drei – sie regeln diese Dinge für den Vermieter.«

Schließlich fand sie den Brief auf der Anrichte und die Büroschlüssel in Philips

Arbeitszimmer. Auf der Türschwelle zögerte Jill kurz und gab ihr dann einen Kuss auf die Wange. Einen Augenblick lang klammerte Charlotte sich an ihr fest. Als sie beim Auto ankam, blickte Jill zum Haus zurück und sah Charlotte immer noch dort stehen, die Hand an der Wange, auf die Jill sie geküsst hatte.

Jill war nicht länger als eine halbe Stunde in Troy House gewesen, aber in dieser kurzen Zeit schien der Nachmittag vor dem Abend kapituliert zu haben. Der Nebel war dichter geworden und die Scheinwerfer vorbeifahrender Autos ließen ihn noch undurchdringlicher erscheinen. Sie fuhr zurück bis zum Kriegerdenkmal und bog links in die Broad Street ein. An der Ecke zur Whistler's Lane ragte die verrußte neugotische Fassade von Grove House auf. Kurz darauf fuhr Jill links ab in die Albert Road ein. Raglan Court lag am oberen Ende der Straße, ein kleiner, moderner Wohnblock, der hinten an den Jubilee Park grenzte.

Sie fuhr auf den Parkplatz auf der Rückseite des Wohnblocks. Die nächsten zwanzig Minuten verbrachte sie damit, ihre Sachen in die kalte kleine Wohnung im zweiten Stock hinaufzuschleppen. Das Problem bei teuren Lederkoffern, dachte Jill, war, dass sie eher eine Last denn ein Segen waren, wenn man sie selbst tragen musste. Schade, dass Dr. Leddon nicht in der Nähe war.

Ein Großteil ihrer Habseligkeiten war in London eingelagert; zwei Schrankkoffer sollten in ein paar Tagen von einer Spedition geliefert werden; der Rest ihres Lebens lag hier auf einem Haufen aus Koffern und Kartons mitten im Wohnzimmer. Immer noch im Pelzmantel, immer noch in Hut und Handschuhen, verschob Jill das Auspacken und streifte durch ihr neues Zuhause. Die Wohnung war möbliert. Sie würde einen gemütlichen Sessel anschaffen müssen, in dem sie sitzen und lesen konnte. Sie lachte laut auf und in der kühlen Wohnzimmerluft war ihr Atem zu sehen.

Das also hatte sie erreicht im Leben: eine beengte Mietwohnung, in der nicht einmal ein vernünftiger Sessel stand. Sie sah auf die Kiste mit den Flaschen. Aber halb fünf am Nachmittag war nicht die richtige Tageszeit für einen Brandy, so wärmend er auch sein mochte. Stattdessen zündete sie sich eine Zigarette an und schlenderte ins Schlafzimmer.

Ohne das Licht anzumachen, stand sie rauchend am Fenster. Der Schein einer Straßenlampe warf eine schummrige Lichtpfütze auf den feuchten Asphalt. Von hier aus sah sie den Haupteingang des Jubilee Parks, eine Aussicht, die die Begeisterung des Immobilienmaklers erregt hatte, wenn auch nicht die ihre. Im rechten Winkel zum Eingangstor lag der Friedhof.

Während sie hinausschaute, bahnte sich draußen eine stämmige, kleine Frau ihren Weg durch die Lichtpfütze und zog einen kleinen Hund hinter sich her. Das Tier blieb stehen, zwang die Frau, ebenfalls stehen zu bleiben, und richtete den Blick auf das Friedhofstor. Es kläffte schrill, was sogar durch die geschlossenen Fenster gut zu hören war. Die Frau zog den Hund, einen kleinen Terrier, durch den Torbogen und in die Dunkelheit des dahinterliegenden Parks.

Jill blieb, wo sie war. Kurz hinter dem Eingang zum Friedhof flammte ein Streichholz auf. Für einen Augenblick sah Jill im orangefarbenen Flammenschein das Gesicht eines Mannes, so kurz und undeutlich, dass es bar jeder Individualität blieb. Die Flamme erlosch. Die Dunkelheit kehrte zurück.

Mit einem Schaudern zog Jill die Vorhänge vor. Richard Thornhill, dachte sie, obwohl es nicht sein Gesicht gewesen war und obwohl er in all den Jahren, die sie ihn kannte, nie eine Zigarette geraucht hatte: Richard, du Mistkerl.



Detective Chief Inspector Richard Thornhill knallte gegen die Wand und prallte wieder zurück.

»Tut mir leid, Sir«, sagte PC Porter. »Oh – Entschuldigung – ich wollte nicht ...«

»Schon gut«, sagte Thornhill und zog sein Jackett straff. »Keine Knochen gebrochen.«

Er sah zu Porters dickem, rotem Gesicht auf, das etliche Zentimeter über ihm aufragte.

»Wie geht es Ihnen bei den Mynotts? Haben Sie sich schon eingelebt?«

»Ja, Sir. Gefällt mir gut. Miss Mynott ist sehr nett.« Porter zögerte und in seinem Gesicht zuckten die Muskeln. »Das einzige Problem, Sir, ist morgens aufzuwachen.«

»Aufzuwachen?«

»Wenn ich Frühschicht habe«, erklärte Porter. »Mam hat mich immer geweckt.«

»Verstehe.«

Peter Porter hatte sein ganzes Leben lang bei seiner Mutter gewohnt. Sechs Wochen zuvor hatte ihr Tod ihn in eine furchterregende Welt ohne feste Bezugspunkte hinausgestoßen. Es war Thornhill gewesen, der ein Zimmer über Mynott's Elektroladen in der Broad Street für ihn gefunden hatte.

»Hmm«, machte Thornhill in dem dunklen Verdacht, dass er für Porter jetzt eine Art Elternrolle innehatte. »Sie wohnen im zweiten Stock, oder, zur Straße raus?«

»Ja, Sir.«

»Da könnten Sie den Bindfadentrick ausprobieren.«

»Den was?«

»Das habe ich in der Probezeit gemacht«, erklärte Thornhill. »Da hatte ich auch Probleme mit dem Aufstehen. Wenn ich Frühschicht hatte, habe ich mir einen Bindfaden an den großen Zeh gebunden und das andere Ende aus dem Fenster gehängt. Und um fünf Uhr hat einer von der Nachtschicht dran gezogen.«

»Ich hab noch eine Rolle Bindfaden«, sagte Porter mit leichtem Stolz in der Stimme.

»Na, sehen Sie. Es kann ja passieren, dass man den Wecker überhört, aber man wacht mit Sicherheit auf, wenn jemand versucht, einem den großen Zeh auszureißen.«

»Ja, Sir. Danke, Sir.«

Thornhill nickte und öffnete die Tür zum Büro des CID. Seit drei Jahren leitete er das Central Office for Serious Crimes, und seit drei Jahren kämpfte er für ein eigenes Büro für seine Männer. Aber sie saßen immer noch in dem lang gestreckten Büroraum im ersten Stock zusammen mit dem Divisional CID von Lydmouth. Sergeant Kirby saß an seinem Schreibtisch am Fenster und las die Anzeigen in der Gazette. Er verlagerte seine Aufmerksamkeit sofort auf eine geöffnete Akte neben der Zeitung.

»Ich will eben zu Mr. Drake«, sagte Thornhill. »Gibt es irgendwas Neues?«

Kirby schüttelte den Kopf, was seine immer dicker werdenden Wangen wabbeln ließ. In drei Jahren Ehe hatte er kräftig zugenommen, war aber innerlich irgendwie schärfer und härter geworden.

»Wenn Sie mich fragen, liegt das alles an der Streife, Sir«, sagte Kirby. »Von unseren Informanten haben wir noch keinen Laut gehört, obwohl sie wissen, dass wir dran sind. Wir müssen einfach hoffen, dass einer von den blauen Wollmänteln eines Nachts zufällig

Glück hat.«

»Ich hätte aber gerne, dass uns etwas Besseres einfällt, als uns auf den Zufall zu verlassen, Brian«, sagte Thornhill.

Er war versucht hinzuzufügen, dass sie vielleicht bessere Ergebnisse erzielen könnten, wenn die Detective Sergeants weniger Zeit mit den Anzeigen für Fernsehgeräte in der Lokalzeitung verbrächten. Aber es waren einige Constables in Hörweite, und es zahlte sich nie aus, einen Mann vor seinen Untergebenen zurechtzuweisen. Er nickte und verließ den Raum.

Das Büro des Deputy Chief Constable lag weiter hinten auf dem Gang. Thornhill fand Drake bei einer Tasse chinesischem Tee, wie er sich durch die Abteilungsberichte einer ganzen Woche kämpfte.

»Setzen Sie sich«, sagte Drake. »Dauert nur einen Moment. Sie können solange schon mal den Leitartikel in der Post lesen.«

Thornhill nahm die Zeitung und wandte sich dem Leitartikel zu. Ivor Fuggle hackte immer noch auf dem Law-and-Order-Thema herum. Wir sind auf den Straßen unserer Heimat, in unseren eigenen Häusern nicht mehr sicher. Die Unschuldigen leben in Furcht, die Schuldigen kommen ungeschoren davon. Wofür um alles in der Welt wird unsere Polizei bezahlt? Und so weiter, fünf Absätze voller selbstgerechter, selbstherrlicher Schmähungen.

Auf der gegenüberliegenden Seite befand sich ein Foto von Fuggle selbst beim Weihnachtsbasar des Rotary Clubs: Der Herausgeber der Post, Mr. Ivor Fuggle, und seine Frau Genevieve scherzen mit Lady Ruispidge. Fuggle strahlte in die Kamera, aber seine Frau schaute düster wie die Sünde drein, und Lady Ruispidge schien mit jemand anderem zu sprechen, der nicht mit im Bild war.

»Bösartiger Unfug«, sagte Drake, schloss die letzte Akte und nahm seine Teetasse in die Hand. »Billiger, aufwieglerischer Gossenjournalismus. Ich hab schon Leute für weniger als das eingelocht.«

Das glaubte Thornhill gern. Drake war vor der Teilung District Superintendent der Polizei in Indien gewesen und hatte eine Reihe hochgradig unpopulärer Ansichten, die er wohlweislich nicht öffentlich kundtat.

»Allerdings hat er nicht ganz Unrecht, Sir. Das geht jetzt schon seit neun oder zehn Wochen so.«

Drake schüttelte den Kopf. »Die Presse sollte mit den Behörden zusammenarbeiten, nicht gegen sie. Fuggle spielt ein verdammt gefährliches Spiel.«

»Das hat aber gewissermaßen nichts mit uns zu tun.«

»Bitte?«

»Das ist die Theorie meiner Frau«, grinste Thornhill. »Was bedeutet, es ist die offizielle Ansicht der Mother's Union: die Post will die Gazette schlucken, und dafür ist jetzt die Gelegenheit. Fuggle tut alles, um die Auflage zu erhöhen. Eine höhere Auflage bedeutet mehr Anzeigen und damit höhere Einnahmen. Und wenn die Gazette pleitegeht, ist die Post der lachende Sieger.«

»Scheißgeschäft. Die Frau kann einem ja leidtun.«

»Wer, Sir?«

»Die Frau, die gekommen ist, um bei der Gazette die Stellung zu halten. Sie hat schon mal dort gearbeitet – ich habe sie ein- oder zweimal getroffen. Ganz aparte Frau eigentlich.«

Thornhill wurde es eiskalt. Er sagte: »Sie meinen Miss Francis?«

»Genau. Sie müssen doch auch schon mit ihr zu tun gehabt haben. Taugt sie was?«

»Sie kam mir sehr kompetent vor, Sir«, hörte Thornhill sich mit dünner, gekünstelter Stimme sagen. Er zögerte, weil er genau wusste, dass er ihr damit nicht gerecht wurde. »Sie ist auf jeden Fall in der Lage, es Ivor Fuggle so schwer wie möglich zu machen.«

Drake grunzte. »Wollen wir hoffen, dass Sie recht behalten. Gibt es irgendwas Neues, das ich wissen sollte?«

»Ich fürchte nein, Sir.«

»Sitzt da immer noch Kirby dran?«

»Ja, Sir. Ich habe gerade mit ihm gesprochen – er ist nicht sehr zuversichtlich. Er hat das Gefühl, dass das kein Fall ist, in dem das CID viel ausrichten kann.«

»Das ist nicht seine Entscheidung, Thornhill.«

»Nein, Sir.«

Drake kniff die Augen zusammen, als blinzte er in die Sonne. »Ich bin nicht sicher, ob Sergeant Kirby im Moment die volle Leistung bringt.«

Alte Loyalitäten ließen Thornhill sagen: »Es ist ein schwieriger Fall, Sir. Kleinkram eigentlich. Nicht greifbar. Wir können ja nicht einmal sicher sein, ob es ein Fall ist oder mehrere. Aber ich werde dafür sorgen, dass wir tun, was wir können.«

Drake sah ihn einen Moment lang an und nickte. »Ungemütlicher Abend«, sagte er. »Der Nebel wird immer schlimmer. Ich glaube, ich mache Schluss für heute.«

Eine Viertelstunde später kam Thornhill auf den Parkplatz hinter dem Polizeirevier und sah gerade noch die Rücklichter von Drakes Armstrong Siddeley verschwinden. Er stieg in seinen eigenen Wagen, einen kastenförmigen Standard Ten Companion, den er kurz zuvor gekauft und noch nicht bezahlt hatte. Er fuhr heim in die Victoria Road. Hinterher erinnerte er sich überhaupt nicht an die Fahrt.

Wenn seine Gedanken nicht bei Jill Francis waren, versuchte er mit zunehmender Verzweiflung, an jemand oder etwas – irgendetwas – anderes zu denken. Als ihm das nicht gelang, wies er sich selbst zurecht, dass er ja gar nicht mehr an die wirkliche Jill Francis denke. Sehnsucht und Kummer hatten sich mit geschönten Erinnerungen vermischt und etwas völlig anderes aus ihr gemacht, sein eigenes Geschöpf. War sie überhaupt je real gewesen? Oder war sie immer nur Ausdruck seiner Bedürfnisse gewesen, der für eine Weile praktischerweise in Fleisch und Blut dahergekommen war und in Lydmouth gewohnt hatte? Dieser Versuch in Metaphysik machte ihn allerdings noch deprimierter, als er ohnehin schon war.

Er fuhr vor dem Haus vor. Die Aktentasche unter den Arm geklemmt, ging er schnell auf die Haustür zu. Er bemerkte das Klopfen am Fenster zu seiner Linken und winkte seiner jüngeren Tochter zu, deren goldener Haarschopf gerade so über dem Fensterbrett zu sehen war, und die zwischen Vorhang und Fenster im Wohnzimmer stand und auf ihn wartete. Als er den Schlüssel ins Schloss steckte, hörte er sie quieken: »Da ist Daddy, da ist Daddy!«

Er hängte Hut und Mantel auf, legte seine Aktentasche ins Esszimmer und ging ins Wohnzimmer. Susie warf sich mit Triumphgeschrei an seine Beine und umklammerte seine Knie so fest, dass er beinahe umfiel. Er löste sich sanft von ihr, beugte sich hinunter und küsste sie auf den Kopf. Elizabeth, seine ältere Tochter, die neun war und sich mächtig erwachsen gab, schnitt Bilder von Kleidern aus einem Woman and Home-Heft aus, um sie in ihr Sammelalbum zu kleben. Sie würdigte seine Ankunft mit einem Winken, sah aber nicht auf. Edith saß am Feuer und strickte, eine geöffnete Radio Times auf dem Schoß. Thornhill sah seine Frau kurz mit ganz neuen Augen, was vielleicht mit seinem zuvor erlittenen Anfall metaphysischer Anwandlungen zu tun haben mochte. Er wusste, dass er sich glücklich schätzen sollte.

»Oh, schön«, sagte sie lächelnd. »Da freuen wir uns, dass du so früh zu Hause bist, nicht wahr? Wir wollten nämlich was mit dir besprechen.«

Thornhill setzte sich in einen Sessel auf der anderen Seite des Feuers und half Susie, auf seinen Schoß zu klettern. Elizabeth sah von ihrem Sammelalbum auf, und er bemerkte die Entschlossenheit in ihrem Gesicht, weil er denselben Ausdruck von Edith kannte.

»Die Mädchen und ich haben die Köpfe zusammengesteckt«, fuhr Edith fort. »Wir finden, es ist Zeit, dass wir einen Fernseher bekommen. Das könnte ja so eine Art Weihnachtsgeschenk für die ganze Familie werden.«

»Bitte, Daddy«, sagte Elizabeth. »Bitte.«

»Bitte«, kam das Echo von Susie, die auf seinem Schoß auf und ab hüpfte. »Bitte, bitte, bitte, bitte, bitte.«

Thornhill fühlte sich überrumpelt und sagte: »Ich dachte, darüber hätten wir schon vor ein paar Monaten gesprochen und wären zu dem Schluss gekommen, dass wir eigentlich keinen brauchen.«

»Das war damals«, erwiderte Edith. »Die Dinge ändern sich eben schnell.«

Elizabeth sagte: »Die Queen will ihre Weihnachtsbotschaft im Fernsehen übertragen, Daddy. Es ist patriotisch, einen zu kaufen.«

»Bittebitte, popitte, bitte.«

»Ist es nicht genauso patriotisch, sich das im Radio anzuhören?«, sagte Thornhill, zuckte zusammen und krümmte sich, weil Susies letzter Hüpfen ihn an einer empfindlichen Stelle getroffen hatte.

»Nein, es ist viel patriotischer, wenn man sie auch sehen kann. Das zeigt erst, dass sie einem wirklich wichtig ist.«

»Das reicht, Elizabeth«, sagte Edith mit lässiger Autorität. »Daddy und ich sprechen später noch mal darüber.«

»Aber alle haben einen.«

»Ich habe gesagt, es reicht.«

# Donnerstag, 1. Dezember

Alles war so unwirklich. Es war auch immer noch ziemlich neblig, und das hat es noch schlimmer gemacht. Ich habe mich sogar gefragt, ob ER auch unwirklich war. Was bedeuten würde, dass er entweder ein Geist war, oder dass er in meinem Kopf herumspukt und ich ihn vor das Gardenia projiziert habe.

Aber ich wusste, dass ich nicht würde schlafen können, wenn ich nicht noch mal an die frische Luft gehe. Ich habe mir gesagt, dass es eigentlich gar nicht so riskant ist. Selbst wenn er in Lydmouth war, selbst wenn er immer noch hier ist, er kann ja nicht damit rechnen, mich zu sehen. Warum sollte er? In der Dunkelheit, mein Gesicht unter Schal und Hut versteckt, war ich sicher.

Aber es war gar nicht er, der sich als Problem entpuppte. Ich war bis zur High Street gekommen, da hörte ich Glas splintern.

Dann habe ich jemanden rennen hören. Das Nächste, was ich weiß, ist, dass auf der anderen Straßenseite, in einem Gebäude neben der Gazette, Feuer aufflackerte. Man konnte sehen, dass eine Fensterscheibe kaputt war, weil dahinter die Flammen loderten und tosten. Das Feuer wurde immer größer und die Flammen tanzten. Es wuchs und wuchs und machte ein Geräusch wie Wind.

Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Es hätte ja jemand drin schlafen können. Jemand konnte sterben. Dachte ich. Nur war das kein richtiger Gedanke, mehr ein Wirrwarr. Eher ein Gefühl als Worte. Ich rannte die Straße runter zur Telefonzelle, legte ein Taschentuch über den Hörer, wie im Film, und wählte 999. Ich hatte noch nie zuvor den Notruf gewählt. Als jemand dranging, habe ich nur gesagt: »Feuer bei der Gazette«, zweimal, und den Hörer auf die Gabel geschmissen.

Dann bin ich so schnell wie möglich nach Hause gegangen. Die Feuerwehrensirenen habe ich noch gehört.